

Verantwortung ist mehr als Macht

Thüringen 1: Die Zockerei hat einen hohen Preis

Es war die Stunde der gehässigen Generalisierungen. Die eine sagte, in Thüringen hätten soeben die bürgerliche Mitte, der Liberalismus oder der Konservatismus ihre wahre, nämlich reaktionäre oder gar dem Faschismus geneigte Gesinnung gezeigt. Die andere, Thüringen werde jetzt zum Glück nicht mehr von SED-Nachfolgern regiert. Letzteres suggerierte, dass es demnächst überhaupt von Thomas Kemmerich (FDP) hätte regiert werden können.

Es war also die Stunde der undurchdachten Redensarten. Denn von denen, die so reden, wurde nicht erklärt, welche Politik die Regierung von Bodo Ramelow (Die Linke) in den vergangenen Jahren derart falsch war, um unter den Begriff „Kollektivistisches Regime inklusive Staatssicherheit“, also in eine SED-Nachfolge gebracht werden zu können. Dass an dieser Regierung auch Sozialdemokraten und Grüne beteiligt waren, die keine kommunistischen Erblasten mit sich schleppen, wurde überdies beiseitegelassen. Und die Abschaffung der Marktwirtschaft von Erfurt aus droht auch nicht unmittelbar. Es mag also hundert Gründe geben, Ramelow und den Seinen zu opponieren, aber war darunter einer, der es unausweichlich machte, Björn Höcke (AfD) auch nur die Hand zu reichen?

Auf der anderen Seite wurde genauso haltlos behauptet, erst die Beseitigung aller politischen Positionen jenseits von Rot-Rot-Grün könne die Demokratie vor einer imaginierten Machtübernahme von rechts retten. Die AfD aber ist nicht durch konservative Politik groß gemacht worden, sondern unter anderem dadurch, dass eine von der CDU geführte Bundesregierung den Aufstieg dieser zwielichtigen Partei christlicher- und richtigerweise in Kauf nahm, um Flüchtlingen zu helfen. Die Demokratie retten zu wollen, indem man ihren Pluralismus attackiert, der jedwede Politik und also auch diese der Kritik durch eine Opposition aussetzt, ist absurd.

Das Problem der Erfurter Kungelei von CDU und FDP mit der AfD liegt darum auch nicht in einem tatsächlich sich abzeichnenden Faschismus, der durch sie befördert worden wäre. Es liegt vielmehr in der Kombination aus Dummheit und Fahrlässigkeit, mit der hier Politiker, die sich konservativ und liberal vorkommen, auf das Spiel hereingefallen sind, das die AfD mit ihnen treibt. Wenn Kemmerich und seine Mitstreiter in FDP wie CDU ernsthaft geglaubt haben sollten, sie könnten, nachdem er sich durch Höcke und dessen Leute hatte wählen lassen, irgend-

eine Unterstützung aus dem Rest des Parlaments bekommen, muss man an ihrem Verstand zweifeln.

Leider auch an dem von Christian Lindner, der für dieses abenteuerliche Spiel grünes Licht gegeben hatte, und an dem von Wolfgang Kubicki (FDP), der sich überrascht von der „Fundamentallopposition“ zeigte, die Linke, SPD und Grüne erklärt hätten, was die Lage geändert habe. Menschen wird die Fähigkeit zu nicht nur episodischem Denken zugeschrieben. War es denn keine Fundamentallopposition, das Minderheitskabinett von Ramelow nicht zu ermöglichen? Und nehmen wir getrost noch Mike Mohring (CDU) hinzu, ohne den der wirkköpfige Versuch auch nicht hätte stattfinden können. Meinte er tatsächlich, ein Ministerpräsident aus der kleinsten Fraktion und ohne die Unterstützung der beiden größten sowie der SPD und der Grünen würde einen Haushalt durchbringen? Bei aller Faszination durch unglaubliche Coups sollte doch auch das Bewusstsein dafür erhalten bleiben, dass es ein Morgen und Übermorgen gibt. In Thüringen existieren keine Mehrheiten ohne Einbezug entweder der Linken oder der Rechten. Mussten die Wähler den Vorgängen in Erfurt also nicht zwingend entnehmen, dass FDP und CDU sich die Formel „Lieber von der AfD geduldet als Rot-Rot-Grün dulddend“ zu eigen machten?

Aber es ist noch schlimmer. Neben dem politischen Verstand scheint auch die Fähigkeit zu einfachem Addieren rückläufig. Er wolle, hatte Kemmerich angekündigt, ohne Unterstützung der AfD und der Linken das Land regieren. Also ohne die Stimmen von 51 Abgeordneten in einem Parlament mit 90 Sitzen. Man könnte eine Pisa-Aufgabe mittleren Kompetenzniveaus von Fünfzehnjährigen daraus machen.

Es ist zuletzt nicht nur die Stunde des leichtsinnigen Drauflosredens, sondern auch des politischen Zockens gewesen. Zwischen „Was tun wir?“, „Mach doch“ und „Auf keinen Fall“, zwischen „Ich werde“ und „Es ist unmöglich“ lagen keine Gedanken mehr, nur noch Reflexe. Damit wurde das Schauspiel einer maßstablosen Politik aufgeführt, die weder über ein Gefühl für das Machbare und Vertretbare noch über einen politischen Sinn, ja nicht einmal über Grundrechenarten gebietet. Hierin liegt die eigentliche Beschädigung des Begriffs „bürgerlich“, die von denen ausgeht, die ihn vor sich hertragen. Nachdenken first, möchte man ihnen empfehlen. Und die Ausbildung eines sittlichen Empfindens, das es abschließt, mit Herrn Höcke irgendein Geschäft zu machen. JÜRGEN KAUBE



Selbst die Filmstars sahen früher seriöser aus als heute sämtliche Politiker: Kirk Douglas 1961

Foto Sorci/Camera Press/Laif

Als das Kino noch klassisch war

Mehr als ein Leben, eine ganze Filmkunstpoche ist jetzt vorbei: Zum Tod des Schauspielers und Produzenten Kirk Douglas.

Demokratie ist mehr als Meinung

Thüringen 2: Opportunismus gibt es nicht nur rechts

Die AfD greift ab, wo sie kann: Links wildert sie mit Gesten der Sorge um die verarmte Oma, bei der Christdemokratie mit Angst um den Weihnachtsmarkt, und den „größenwahnsinnigen Liberalen“ (Alexander Gauland 2017) macht Björn Höcke Angebote, die voraussetzen, jene wollten nichts außer den Sozialstaat eindampfen: Man solle, sagt Höcke, nicht „den Lebensstandard“ und anderen „materiellen Plunder“ zum Maßstab machen, sondern „Heimat und Seele des Volkes“. Das lässt sich so deuten, dass hier Unternehmervorhaben versprochen wird, Erz- und Urdeutsche zu Billigarbeit anzuhalten (Orbán und Trump regieren keine Gewerkschaftsparadiese), damit diese unter sich bleiben können. So sind dann „wir“ auf internationalen Lohndumpingmärkten konkurrenzfähig, ohne dass „Fremde“ Löhne drücken oder als Unterstützungsempfänger die finanzierbaren Einzelleistungen, bis daneben Betteljobs als pures Glück leuchten.

Angebissen haben bis jetzt einige „arbeitende Menschen“ (Höcke) und jener Milliarden August von Finck junior, der als Geldmotiviert erst CSU und FDP, dann die AfD unterstützte. Linke weisen gern darauf hin, dass Reaktionen konservativer und liberaler Parteigrößen nach den Ereignissen vom Dienstag eher nach Prestigeverlustpanik als nach Prinzipientreue schmecken. Liberalismus freilich ist so wenig automatisch völkisch (etwa in Freihandelsfragen wie Konservatismus opportunistisch).

Die scheußliche Partei mit dem aus Hetze zusammengehackelten Programm führt bei anderen Parteien zu Richtungsdebatten. Bestens: Man lernt die Leute kennen und wozu sie fähig sind. Aber auch links geht's nicht monolithisch zu, wenn Israel-Unterstützung auf Antizionismus trifft oder Identitätspolitik auf Klassenkampfkonzepte. Determinismus wackelt: Man trifft in den Vereinigten Staaten jetzt leicht *African Americans*, die nicht mehr selbstverständlich die Demokraten wählen (sondern gar nichts, enttäuscht von Bill Clinton bis Obama), und in England oder Deutschland abhängig Beschäftigte, auf die sich Labour und die SPD nicht verlassen können (nachdem umgekehrt diese Wählerschaft nicht auf Blair oder Schröder bauen konnte). „Demokratie wird

nicht im Parlament verteidigt“, sagt der Politikwissenschaftler Ingo Stütze. Stimmt, denn im Parlament sitzen Parteien, die das nicht für garantierte Kundschaft mit dem Spruch „Wir machen das schon für euch“ erledigen können. Paternalismus vertreten Autoritäre glaubwürdiger als Demokraten. Auf der Tagesordnung steht: „Nothing about us without us“ – demokratische Parteien, die es nicht schaffen, diejenigen, die unter einer AfD an der Macht am meisten zu leiden hätten, zur Selbstermächtigung zu organisieren, werden nichts erreichen, wenn sie auf andere zeigen und rufen: Die lassen das Unheil ins Haus, wählt bloß uns, nicht die!

Dem Mindestlohn ist es wurst, ob die Servicekraft Kassin oder Fürchtgetogt heisst; wo man die beiden aufeinanderhetzen kann, haben sie verloren. Der Jungbauer ohne Parteipräferenz, der Krankenpfleger im Schichthorror, die lesbische Al-Leinerziehende und die muslimische Geringverdienerin bei Amazon haben entweder ein gemeinsames Interesse, das den Plänen von Höcke und Konsorten entgegensteht, oder sie haben es nicht. Man kann das nicht herbeimoralisieren. Aber wenn es existiert, und dafür spricht alles, muss es den Gedanken zünden, dass Solidarität ohne Eigensinn Mitläuferei wäre und Eigensinn ohne Solidarität sozial. Wer beides nicht mehr hat, muss zwischen Angst und Hass hin- und hereiern.

Opposition kann wachsen, wenn sie weiß, was sie will; wer jedoch nur danach schießt, wo schon möglichst viele Stimmen oder Tweets sind, weiß das nicht.

In Zeiten, die wenig Gewähr bieten, dass Demographika („die Jungen“, „die Großstädtischen“) sich garantiert so oder so verhalten und abstimmen, wird das Einzelwissen wichtig. Ein leidlich unabhängiges linkes Individuum etwa darf der FDP und der CDU, denen das egal sein kann, gerade ziemlich gram sein, dass sie ihm mit ihren Selbstfindungskonflikten den Spielraum verengen, den es braucht, um auch mal von links an Kevin Kühnert rumzunörgeln. Meinungen in Zeitungen müssen nicht populär sein. Demokratie soll Demokratie kritisieren. Wenn aber alles Stimmung, Mob oder Taktik wird, geht nicht nur Raum zum Meinen und Schreiben flöten. DIETMAR DATH

Wenn Menschen sterben, die den Beinamen „Hollywood-Legende“ tragen, heißt es leicht, eine Ära sei vorbei, gar eine Epoche zu Ende gegangen. Meistens stimmt das nicht, und meistens ist auch nicht klar, welche Epoche das denn gewesen sein soll. Ein Mensch ist nicht mehr, den Millionen liebten. Das ist ein Trauerfall; eine Epoche ist es nicht. Jetzt ist Kirk Douglas im biblischen Alter von einhundertdrei Jahren in Los Angeles gestorben, und mit seinem Tod ist tatsächlich mehr als ein Leben vorbei. Mehr als eine Epoche. Es ist die Ära des Kinos, die nun endgültig zu ihrem Abschluss gekommen ist: das lange Jahrhundert des Films.

Kirk Douglas war der letzte überlebende große Star, der diese Ära insgesamt noch bezeugen konnte, der mit dem Stummfilm groß geworden war und dann ans Theater ging, wo er nicht bleiben konnte, weil er dort nicht genug Geld verdiente.

Er zog in den Krieg, bevor er nach Hollywood aufbrach. Das Jahrhundert des Films war auch das amerikanische. Kirk Douglas hat diese Zeit, in der das Kino das prägende Medium westlicher Kultur war, um gut dreißig Jahre überlebt. In diesen Jahrzehnten, als das Wesentliche eigentlich schon vorbei war, blieb er unser Verbindungsmann zum klassischen Kino, flankiert für eine Weile von anderen seines Kalibers, die auch noch lange ausharrten, aber dann doch vor ihm gingen, von Paul Newman und Jean Simmons, von Tony Curtis und Elizabeth Taylor, von Mickey Rooney und Lauren Bacall. Vor ihm starben dann auch bereits die Jungen, Heath Ledger etwa, Philip Seymour Hoffman oder Robin Williams, die mit dem Kino, das Kirk Douglas geprägt hatte, schon gar nichts mehr zu tun hatten – außer dass sie ihm Respekt zollten. Sein Sohn Michael, seinerseits ein sturmer probter Star in jeder Hinsicht, hat auch schon die siebzig hinter sich gelassen.

Der Vater Kirk war immer noch da. Und solange das so war, solange er sich noch zu Wort meldete wie etwa in seiner Videobotschaft auf der Piazza Grande in Locarno im Jahr 2011, als er das

Publikum mit dem Satz begrüßte: „Ich heiße Kirk Douglas. Ich war einmal ein Filmstar“; oder wie in jener Oscar-Nacht im selben Jahr, als er auf die Bühne kam, zart, klein und ungeheuer witzig, und Anne Hathaway, die mit James Franco durch die Zeremonie stolperte, ein riesiges Kompliment machte („Where were you when I was making movies?“), solange es solche Augenblicke gab, lebte das Kino noch, für das Kirk Douglas stand. Ein Kino mit Stars, aber ohne Celebrities. Ein Kino, in dem Widerborstiges beim Mainstream ankam. Ein Kino, in dem das seinen Ausdruck fand, was in der Welt wichtig war – seismographisch, diskursiv, in einer Kunst, die auch Industrie war und ihre eigene Öffentlichkeit schuf. Die Öffentlichkeit des Kinos, in der es darauf ankam, was über die Leinwand lief. Kann jemand ernsthaft widersprechen, dass dies endgültig vorbei ist, als lebendige Kunst? Immerhin die Werke bleiben, in Kinematheken, Archiven, im Netz.

Kirk Douglas war zwar der blendend aussehende Star mit dem Grübchen am Kinn, der in zahllosen Filmen immer wieder Westernhelden, Boxer, Liebhaber, Spieler, Schurken, Soldaten und Generäle gespielt hat. Ein Mann völlig eins mit seiner Männlichkeit, an der er manchmal dann doch zerbricht. Am Eingang zum Kinohimmel aber wird er nur zwei Rollen nennen müssen, um zu seinem Ehrenplatz geleitet zu werden – Spartacus und Van Gogh –, damit er dann dort von den anderen großen Rollen erzählen kann, von Colonel Dax in Stanley Kubricks „Wege zum Ruhm“, von Jack Burns in David Millers „Einsam sind die Tapferen“, seiner liebsten Rolle eines Mannes, an dem die Zeit vorbeigeht und der das nicht glauben will, bis er neben seinem Pferd am Straßenrand krepirt, während die Autos an ihm vorbeirasen; oder auch von dem frühen „Reporter des Satans“, den er für Billy Wilder 1951 spielte, ehrgeizig bis unter den Hut und ähnlich skrupellos wie der heruntergekommene Filmproduzent in Vincente Minnellis „Stadt der Illusionen“ zwei Jahre später.

Für Van Gogh war er nicht die natürliche Wahl, sollte man meinen, aber in

Vincente Minnellis „Lust for Life“ aus dem Jahr 1956 sieht er dem Maler nicht nur so täuschend ähnlich, dass die Menschen am Drehort in Auvers-sur-Oise dachten, Van Gogh sei auferstanden, sondern er wirkt auch angemessen innerlich verquält, obwohl das sonst nicht so seine Sache war. Er spielte eher als psychologisch diffizile Figuren solche, in denen er seinen eisernen Durchsetzungswillen anbringen und aufs Ganze gehen konnte, bei vollem Risiko. Das schloss die Möglichkeit des Scheiterns ein. So soll er auch im Leben gewesen sein, im Geschäft war er es allemal.

Ein großer Unabhängiger im Studiosystem ist er gewesen, mit einer eigenen Firma und einem nur kurzen Studiovertrag mit Hal B. Wallis bei Warner Brothers, der fünf Filme umfasste, von denen er nur zwei drehte. Er wusste, worauf er sich einließ, als er den Schnellzug von New York nach Chicago nahm und von dort weiter nach Los Angeles: „Die Hitze, die in meine Lungen blies, als ich 1945 in Los Angeles aus dem Zug stieg, kam direkt aus der Hölle“, schreibt er in seiner Autobiographie „The Ragman's Son“. Es sind seine eigenen Worte, denn er hat sein Leben selbst aufgeschrieben, was nicht viele tun im Showgeschäft, wo Ghostwriter an jeder Ecke zu haben sind.

Woran werden wir denken, wenn wir an Kirk Douglas denken? An einen Mann des zwanzigsten Jahrhunderts, der weit ins einundzwanzigste hinein bei uns blieb. An einen Mann russisch-jüdischer Abstammung, der eigentlich Issur Danieilowitsch Demsky hieß, geboren am 9. Dezember 1916 in Amsterdam, New York, und der dahin ging, wo am meisten für ihn zu holen war, und das meint nur zum Teil das Geld, von dem er sich im Alter mit außerordentlich großzügigen Spenden wieder trennte. An sein Selbstbewusstsein, seine Chuzpe, an „Spartacus“, mit dem er als Produzent den Bann der Schwarzen Liste von dem Drehbuchautor Dalton Trumbo aufhob, weil er ihm im Vorspann beim Namen nannte, an seine Furchtlosigkeit und Souveränität. Und dankbar daran, wie lange er uns zuwinkte aus einer eigentlich schon längst vergangenen Zeit. VERENA LUEKEN



Alles Fassade

Von Niklas Maak

Manche Ereignisse sind so ungeheuerlich, dass andere beunruhigende Meldungen zu Fußnoten verkommen. Kaum eine Zeitung, die gestern nicht das gescheiterte Impeachment-Verfahren gegen Trump kommentierte. Angesichts dieser neuen Schaltstufe des Spiels „Wir kennen die Wahrheit, bevorzu- gen aber, sie weiträumig zu umfahren“ wirkt bloß als weiteres symbolpolitisches Ornament, was die internationale Architektenschaft gerade empört: Laut Informationen der Zeitschrift „Architectural Record“ bereitet das Weiße Haus eine Exekutivorder unter dem Titel „Make federal buildings beautiful again“ vor, in der Trump für alle Bundesbauten von einer gewissen Größe an eine Rückkehr zum „klassischen Architekturstil“ vorschreibt. Damit würden die berühmten Leitlinien für staatliches Bauen verabschiedet, die Senator Daniel P. Moynihan einst für John F. Kennedy festschrieb: „Ein offizieller Stil muss vermieden werden“, hieß es dort. Doch das war gar nicht einfach. Noch bis in die dreißiger Jahre hinein hatten amerikanische Stadtplaner wie Robert Moses, etwa mit dem berühmten Volksbad in den Rockaways, selbst bei allen öffentlichen Bauten einen homogenen, monumentalen Backstein-Stil kultiviert – als baulicher Ausdruck des mächtigen Wohlfahrtsstaats, der sich auch optisch gegen den Druck privater Interessen im Stadtbild behaupten sollte. Damals wurde das als Versuch gelobt, im kapitalistischen Wildwuchs privater Großbauten sichtbar zu machen, wo in der Stadt ein Ort ist, der allen gehört. Erst mit dem Aufkommen des pompösen Staatsstils kommunistischer Länder etwa unter Stalin wurde auf der anderen ideologischen Seite Individualität im Baustil zum Ausdruck westlicher Freiheit erklärt. Gleichzeitig neigten

die Architekten auch im freien Westen zu symbolpolitischer Uniformität: Glas etwa, obwohl jede reale Permeabilität verändernd, galt als bauliches Äquivalent von „Offenheit“, ebenso waren alle Bauten der jungen Bundesrepublik vom Bemühen geprägt, das Offene und Bescheidene des neuen Staats ins Bild zu setzen: Der Kanzler wohnte im Bungalow, das Kanzleramt duckte sich in einen Park, so dass es aussah, als ob Deutschland aus einem Waldstück heraus regiert werde. Auf

was für ein gebautes Staatsbild steuert Amerika jetzt zu? Der Bauunternehmer Trump selbst ist nicht mit strengem Klassizismus, sondern mit aufgemotzten modernen Hochhäusern bekannt geworden. Sein eigenes Apartment ließ er bald von boudoirmodern auf Louis-n'importe-goes-Safari ummöblieren und mit der großen Goldpulverdose überzuckern. Als Verfechter des calvinistisch reduzierten, asketisch weißen Klassizismus der amerikanischen Gründervätergeneration, der, so heißt es im Entwurf, moralische Tugenden wie „dignity, enterprise, vigor and stability“ darstelle, kennt man Trump eher nicht; dass ausgerechnet er, der sonst in keinem Feld besonders energisch bemüht ist, die Fassade zu wahren, nun den Fassaden seiner Bundesbauten einen einheitlichen architektonischen Ausdruck moralischer Qualitäten verordnen will, gehört zu den zahlreichen bizarren Volten seiner Regentschaft.

Preußische Eröffnungen

Die Stiftung Preußischer Kulturbesitz will in diesem Jahr drei ihrer wichtigsten Häuser wiedereröffnen. Im Juni soll das Stammhaus der Staatsbibliothek Unter den Linden nach vierzehnjähriger Sanierung wieder öffentlich zugänglich sein. Ab September wird die wegen Bauschäden jahrelang geschlossene Friedrichwerdersche Kirche wieder als Ausstellungsraum für Skulpturen aus der Alten Nationalgalerie genutzt. Die Schlüsselübergabe für die seit 2015 sanierte Neue Nationalgalerie Mies van der Rohe ist für Dezember geplant. Beim Humboldt-Forum rechnet die Preußenstiftung nach wie vor mit einer Teileröffnung im Herbst. Zu den Projekten der Stiftung gehören eine Ausstellung zur Spätgotik in der Gemäldegalerie, eine Schau zum belgischen Symbolismus in der Alten Nationalgalerie und eine Präsentation über die Germanen in der James-Simon-Galerie. Das Beethovenjahr begeht die Stiftung mit einer Ausstellung über den Komponisten in der Staatsbibliothek. kil